

# 1. Zweihundert Jahre Wirtschaftswachstum: Vom Heilsversprechen zur Zwangshandlung

»Wachstum um des Wachstums willen ist die Ideologie der Krebszelle.«

Edward Abbey, *Notes from a Secret Journal*  
(*Vox Clamantis in Deserto*), Santa Fe, 1990

## Der Beginn des Wirtschaftswachstums und seine Voraussetzungen

Seit ungefähr 200 Jahren ist Wirtschaftswachstum gemessen als Wachstum des realen BIP pro Kopf zu einem Dauerzustand moderner Wirtschaften geworden. Das Wachstum begann in England am Anfang des 19. Jahrhunderts und dehnte sich in der Folge auf dem ganzen Europäischen Kontinent, nach Nordamerika und im letzten Jahrhundert auf die ganze Welt aus. Da dieser Zustand so lange andauert, haben wir uns dermaßen an ihn gewöhnt, dass schon ein kurzfristiges Ausbleiben von Wachstum als Anzeichen einer dysfunktionalen Wirtschaft empfunden wird.

Schauen wir weiter zurück in die Geschichte, dann stellen wir allerdings fest, dass es vor dem 18. Jahrhundert nie längere Phasen von Wirtschaftswachstum gab. Zwar wuchsen Wirtschaften von Zeit zu Zeit, wenn Menschen in neue Gegenden einwanderten oder ein starkes Bevölkerungswachstum zu verzeichnen war. Doch dies führte nie zu einem länger anhaltenden Wachstum. Der Normalzustand war nicht eine wachsende, sondern eine stationäre Wirtschaft, bei der die Produktion an Gütern und Dienstleistungen pro Kopf mehr oder weniger konstant bleibt. Natürlich haben wir keine präzisen Zahlen für frühere Jahrhunderte und können beispielsweise nachschauen, wie hoch das

Wachstum im Jahr 1723 war. Aber Wirtschaftshistoriker haben versucht, das Wachstum für frühere Jahrhunderte aufgrund vorliegender Daten abzuschätzen, und fanden keine Hinweise darauf, dass ein Wachstum oder Wachstum pro Kopf irgendwo über länger andauernde Phasen stattgefunden hätte (siehe Tabelle 1.1).

Zeitraum	Jährliche Wachstumsrate des BIP	Jährliche Wachstumsrate des BIP pro Kopf	Jährliche Wachstumsrate des Energieverbrauchs
1000-1500	0.1%	0.0%	
1500-1600	0.3%	0.1%	
1600-1700	0.1%	0.0%	
1700-1820	0.5%	0.1%	
1820-1870	0.9%	0.5%	0.6%
1870-1900	1.9%	1.3%	1.2%
1900-1920	3.1%	2.2%	2.0%
1920-1940	1.1%	0.1%	1.2%
1940-1950	1.7%	0.8%	2.2%
1950-1960	4.7%	2.8%	3.9%
1960-1970	5.0%	3.1%	5.2%
1970-1980	3.8%	2.0%	2.6%
1980-1990	3.1%	1.4%	1.8%
1990-2000	3.1%	1.6%	1.3%
2000-2010	3.5%	2.3%	2.3%

**Tabelle 1.1:** Ungefähre Wachstumsraten der Weltwirtschaft und des Energieverbrauchs  
(Quelle: Bevölkerung und BIP basierend auf Schätzungen von Angus Madison (Maddison Historical Statistics); Energieverbrauch basierend auf Schätzungen von Vaclav Smil in *Energy Transitions: History Requirements, and Prospects*, adjusted by recent information from BP's 2012 Statistical Review of World Energy.)

Der Anfang des Wirtschaftswachstums als Dauerzustand moderner Wirtschaften steht in engem Zusammenhang mit dem Beginn der industriellen Revolution anfangs des 19. Jahrhunderts. Zuvor lebten die Menschen hauptsächlich in Agrarwirtschaften, in denen die landwirtschaftliche Produktion die dominierende wirtschaftliche Tätigkeit war. In einer solchen Wirtschaft war neben Arbeit Boden der wichtigste Produktionsfaktor. Die Bauern säten, pflanzten, pflügten und ernteten, was immer einer

Kombination der Produktionsfaktoren Arbeit und Boden entsprach. Allerdings lässt sich die Produktion in einer solchen Wirtschaft nicht beliebig ausdehnen, denn es gibt natürliche Grenzen. Werden die Böden, die sich für die landwirtschaftliche Produktion eignen, einmal genutzt, dann lässt sich die Produktion nur noch in dem Ausmaß steigern, als die Böden intensiver genutzt werden. Das wurde zwar häufig versucht, doch führte dies schnell zur Übernutzung der Böden und damit längerfristig zu keiner nachhaltigen Steigerung der Produktion.

Die industrielle Revolution führte zu einer radikalen Veränderung des Produktionsprozesses. Jetzt wurde Kapital, das heißt Maschinen, Anlagen, Fahrzeuge oder später Computer, Roboter und Algorithmen, zum wichtigsten Produktionsfaktor neben der Arbeit. Der Boden verlor hingegen zunehmend seine Bedeutung. Kapital ist aber im Unterschied zum Boden menschengemacht und über Investitionen lässt sich die Menge an Kapital immer mehr ausdehnen. Damit war die natürliche Grenze der Produktion aufgehoben, und von nun an war es möglich, die Produktion von Jahr zu Jahr zu erhöhen. Denn nicht nur wurde die Produktionskapazität der Wirtschaft durch immer mehr Kapital, sondern auch durch immer besseres Kapital erhöht. Der technische Fortschritt machte das Kapital produktiver und differenzierter und ermöglichte so auch die Produktion einer stets größeren Vielfalt von Gütern und Dienstleistungen.

Verbunden mit dem Wachstum des Kapitals war auch eine stetige Zunahme des Ressourcenverbrauchs und vor allem des Energieverbrauchs. Die industrielle Revolution sorgte dafür, dass Maschinen nicht mehr mit physischer Arbeit, sondern mit Energie betrieben wurden. Die Nutzbarmachung stets neuer Energiequellen war somit ebenfalls eine Voraussetzung für den stetigen Wachstumsprozess. Zu Beginn waren dies erneuerbare Formen von Energiequellen wie Wasserkraft, Wind oder Holz. Das im 19. Jahrhundert einsetzende Wirtschaftswachstum war aber vor allem gekoppelt an nicht-erneuerbare Energiequellen

wie Kohle, Erdöl, Erdgas aber auch Kernenergie. Diese Energiequellen waren jeweils so reichlich vorhanden, dass die Energiekosten nicht ins Gewicht fielen. Denn solange man Kapital mit billiger Energie betreiben kann, arbeitet die Natur fast gratis am Wachstumsprozess mit. Eine natürliche Grenze schien erst in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts mit der Erdölkrise wieder in Sicht. Aber heute sprudelt das Erdöl wieder reichlicher denn je und ist nach wie vor relativ billig. Der technische Fortschritt hat die natürlichen Grenzen des Wachstums einmal mehr in eine fernere Zukunft geschoben.

Doch die industrielle Revolution hätte für sich allein nicht ausgereicht, um ein dauerhaftes Wachstum zu ermöglichen. Notwendig war auch eine finanzielle Revolution, welche der industriellen Revolution voranging (siehe Ferguson, 2009, S. 50). Im London des 17. Jahrhunderts entstanden aus Goldschmiedewerkstätten die ersten modernen Banken, welche in der Lage waren, Geld nicht auszuleihen, sondern es gleichzeitig auch zu schaffen (Binswanger, 2015). Den Anfang dieses Prozesses bildeten einige Goldschmiede, die damit begannen, Goldmünzen und Goldbarren für Kunden in sicheren Lagerstätten aufzubewahren. Damit man nun wusste, wer wieviel Gold bei einem Goldschmied hinterlegt hatte, stellten diese dem Hinterleger sogenannte Goldsmith-Notes aus. Bei den Goldsmith-Notes handelte es sich im Grunde um Quittungen oder Geldaufbewahrungsscheine für hinterlegte Goldbarren oder Goldmünzen, die mit dem Namen des Goldhinterlegers versehen waren. Diese Goldsmith-Notes wurden mit der Zeit aber immer mehr selbst zum Zahlungsmittel, da es viel einfacher ist, ein Stück Papier für Zahlungszwecke zu verwenden, statt jedes Mal beim Goldschmied vorbeizugehen und sich Gold auszuhändigen zu lassen.

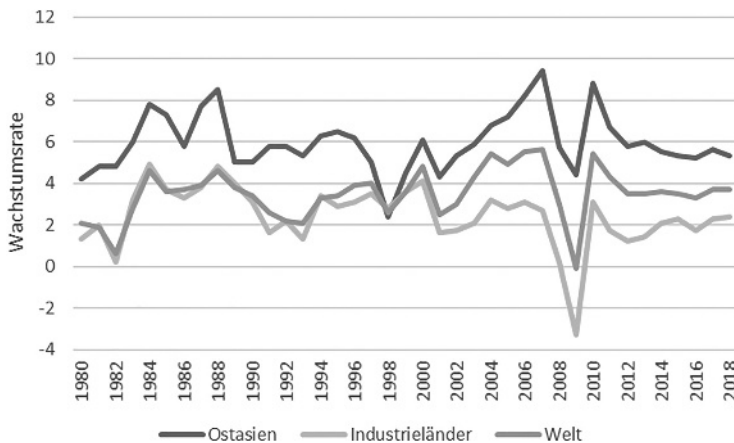
Doch die Goldsmith-Notes wurden nicht nur zum wichtigsten Zahlungsmittel, sondern die neu entstandenen Goldschmiedebanken begannen bald auch Kredite in Form von Goldsmith-Notes zu vergeben. Statt Goldmünzen wieder zu verleihen, welche

die Kunden vorher bei ihnen hinterlegt hatten, beschrifteten Goldschmiede jetzt für die Kreditvergabe einfach weitere Papierstücke, welche dann als Zahlungsmittel verwendet wurden. Kredite führten auf diese Weise bereits im 17. Jahrhundert zu Geldschöpfung, da – wann immer ein Kreditnehmer der Goldschmiede einen solchen Kredit in Form von Goldsmith-Notes ausbezahlt bekam – die Geldmenge genau um diesen Betrag zunahm. Und heute läuft dieser Prozess ganz ähnlich ab. Nur vergeben Banken Kredite nicht mehr in Form von Papiergeld, sondern sie schreiben den Betrag direkt dem Konto des Kreditnehmers gut, was einer Geldschöpfung in Form von Giralgeld entspricht. Dieses Giralgeld oder Bankengeld ist das heute weitaus am häufigsten bei Zahlungen verwendete Geld, indem einfach Geld von einem Bankkonto auf ein anderes Bankkonto überwiesen wird.

Durch die Fähigkeit der Geldschöpfung wurde die Finanzierung von zusätzlichen Investitionen ermöglicht, ohne dass man zuerst sparen musste. Dies war eine Voraussetzung dafür, dass später im Rahmen der industriellen Revolution Kapital zum wichtigsten Produktionsfaktor in der wirtschaftlichen Produktion werden konnte. Der Hauptgrund, weshalb Geldschöpfung für das Wachstum eine so entscheidende Rolle spielt, ist leicht nachvollziehbar. Findet in einer Volkswirtschaft keine Geldschöpfung statt, dann kann nur das Geld wieder ausgegeben werden, das vorher eingenommen wurde. Wird deshalb mehr Geld für Investitionen ausgegeben, dann bedeutet dies zwangsläufig, dass weniger Geld für Konsum zur Verfügung steht. Denn mehr Investitionen können in diesem Fall nur durch zusätzliche Ersparnisse finanziert werden. Zusätzliche Ersparnisse gehen aber zulasten des Konsums, der dann entsprechend reduziert werden muss. Die gesamte Wirtschaft kann ohne Geldschöpfung somit gar nicht wachsen, da in diesem Fall mehr Investitionen nur möglich sind, wenn der Konsum entsprechend abnimmt.

Längerfristig ist das Wirtschaftswachstum also dadurch gekennzeichnet, dass sowohl Konsum als auch Investitionen

gleichzeitig wachsen und mittlerweile auch der Staat immer mehr Geld ausgibt. Parallel dazu verzeichnet aber auch die Geldmenge einen permanenten Zuwachs, damit das Wachstum finanziert werden kann. Alle diese Prozesse wurden kurzfristig immer wieder durch Rezessionen oder Wirtschaftskrisen unterbrochen, aber diese dauerten nie länger als maximal ein paar Jahre. Und die Weltwirtschaft als Ganzes wächst praktisch immer. Seit Beginn der 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts wurde das globale Wirtschaftswachstum nur ein einziges Mal, im Jahre 2009 kurzfristig unterbrochen. Sonst waren die Wachstumsraten immer positiv selbst in den Jahren der Erdölkrise in den 1970er Jahren.



**Abbildung 1.1:** Reale Wachstumsraten der Weltwirtschaft und verschiedener Ländergruppen seit 1980 (Quelle: IMF)

## Vom Heilsversprechen zur Zwangshandlung

Das stetige Wirtschaftswachstum hat in vielen Ländern einen materiellen Wohlstand geschaffen, von dem frühere Generationen nur träumen konnten. Gemäß Zahlen von Crafts (2000, S. 7) hat sich das Bruttoinlandprodukt pro Kopf in Ländern wie Deutschland, der Schweiz, aber auch den USA von 1870 bis 1995

ungefähr verzehnfacht und dies real, also nach Herausrechnung der Inflation.

Tatsächlich war der Beginn der Industrialisierung für einen Großteil der Bevölkerung eine höchst unerfreuliche Zeit. Es entstand damals ein neues Proletariat von schlecht bezahlten Industriearbeitern, die unter miserablen Bedingungen lange arbeiten mussten und alles andere als ein schönes Leben hatten. Doch auch die Arbeiter partizipierten zunehmend am Wirtschaftswachstum und kamen zu immer mehr Wohlstand. Zwischen der Mitte des 19. Jahrhunderts und dem ersten Weltkrieg erhöhten sich die Reallöhne in Deutschland um mehr als das Doppelte (König, S. 124). So wurden aus den Arbeitern auch immer zahlungskräftigere Konsumenten, die das Wirtschaftswachstum mit ihrer steigenden Kaufkraft vorantrieben.

Über lange Zeit leistete das Wirtschaftswachstum deshalb auch einen positiven Beitrag zum Wohlbefinden der meisten Menschen und in vielen Ländern der Erde ist dies auch weiterhin der Fall. Im Vergleich zu früher können wir uns heute eine unglaublich luxuriöse Lebensweise leisten, und wir leben im Durchschnitt wesentlich länger und gesünder. Doch in neuester Zeit wird es in den wohlhabenden Ländern in Westeuropa, Nordamerika und Japan zunehmend fraglich, ob das Wachstum noch einen weiteren Beitrag zum Wohlbefinden der Menschen leistet. Wie viele Untersuchungen aufzeigen, führt dort weiteres Wirtschaftswachstum nicht mehr dazu, dass die Menschen im Durchschnitt glücklicher oder zufriedener werden (siehe Easterlin, sowie Binswanger, 2006; Binswanger, 2011, gibt eine Übersicht zu der unter Ökonomen geführten Kontroverse zu diesem Thema).<sup>1</sup>

In diesen Ländern werden sich die Menschen zunehmend bewusst, dass Wirtschaftswachstum zwar das Versprechen von steigendem materiellen Wohlstand einlösen kann, aber trotzdem wesentliche Bedürfnisse unerfüllt bleiben. Stillt Wirtschaftswachstum das Bedürfnis nach Liebe? Nach erfüllten

Beziehungen? Nach Prominenz? Nach weniger Stress? Nach aufregendem Sex mit dafür nicht bezahlten Partnern? Nach Anerkennung für großartige Leistungen? Nach Flow-Erlebnissen im beruflichen Alltag? Nach spirituellen Erfahrungen? Oder nach Lebenssinn? Die Befriedigung solcher für das persönliche Glück zentralen Bedürfnisse, egal ob profan oder existenziell, kann eine Zunahme des materiellen Wohlstandes nicht gewährleisten. Wir stoßen in solchen Fällen an die Grenzen unserer physischen und geistigen Fähigkeiten, die durch mehr materiellen Wohlstand nur in sehr beschränktem Ausmaß aufgehoben werden können. Der Philosoph Alain de Botton hat dies in einem Artikel gut zum Ausdruck gebracht, als er schrieb (De Botton, 2014): »Man verspricht uns Freundschaft oder Liebe und gibt uns Geländewagen oder neues Grillbesteck.«

Tendenziell gilt: Je höher der materielle Wohlstand eines Landes bereits ist, umso weniger trägt ein weiterer Anstieg dieses Wohlstandes noch zur Steigerung der durchschnittlichen Lebenszufriedenheit bei. »Wir sind zunehmend overspent, overconsumed, overweight, overworked und overstressed« (Bosshard, 2011). Dies wäre bereits Grund genug, das Wirtschaftswachstum in hochentwickelten Ländern ökonomisch zu hinterfragen. Denn das Glück, die Zufriedenheit, oder noch wissenschaftlicher ausgedrückt, das subjektive Wohlbefinden der einzelnen Menschen (bzw. Haushalte) bildet letztlich die zentrale Zielgröße in der ökonomischen Theorie, auch wenn es Ökonomen vorziehen, von »Nutzen« statt von »subjektivem Wohlbefinden« zu sprechen. Ökonomisch betrachtet macht Wachstum demzufolge nur solange Sinn, wie es einen positiven Beitrag zum subjektiven Wohlbefinden leistet.

Doch es geht nicht nur um den fehlenden Einfluss des Wachstums auf das subjektive Wohlbefinden der Menschen in reichen Ländern. Seit den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts traten zunehmend auch die Schattenseiten des Wachstums in Erscheinung vor allem in Form von Umweltbelastungen und



Übernutzung von natürlichen Ressourcen (siehe auch Reuter, 2014). Zwar gelang es in der Folge das Wachstum umweltschonender und weniger ressourcenintensiv zu gestalten, doch es hatte seine ökologische Unschuld verloren. Vor allem die CO<sub>2</sub>-Emissionen aus der Verbrennung von fossilen Brennstoffen und die damit verbundene Klimaerwärmung sind seit mehr als 30 Jahren ein Dauerthema, welches die ökologische Kritik am Wachstum am Laufen hält. Denn trotz enormen Fortschritten bei der Reduktion der CO<sub>2</sub>-Intensität des Wachstums lassen sich die Treibhausgas-Emissionsreduktionsziele auf globaler und regionaler Ebene gemäß Prognosen nicht erreichen.

Deshalb fordert eine ganze Reihe von ökologisch orientierten Ökonomen eine Abkehr vom Wirtschaftswachstum aus ökologischen Gründen.<sup>2</sup> Vereinfacht wird dabei meist folgendermaßen argumentiert. Wir haben heute einen so hohen materiellen Wohlstand erreicht, dass ein weiteres Wirtschaftswachstum nicht mehr notwendig ist. Auf der anderen Seite nehmen aber negative Folgen dieses Wachstums immer mehr zu, da wir mit dem Wirtschaftsprozess Raubbau an der Natur betreiben und die Umwelt schädigen. Also, so argumentiert man weiter, sollte die Wirtschaft in einer zukünftigen Postwachstumsgesellschaft nicht mehr auf Wachstum ausgerichtet sein, sondern stattdessen andere Ziele wie Nachhaltigkeit oder Lebenszufriedenheit der Menschen in den Vordergrund stellen. Einige Autoren gehen sogar noch weiter und fordern ein negatives Wachstum (De-growth) und möchten somit einen Schrumpfungsprozess des BIP einleiten (siehe D'Alisa et al. 2015).

Solche Kritik am Wirtschaftswachstum setzt stillschweigend voraus, dass Wirtschaftswachstum für heutige Wirtschaften eine Option aber keine Notwendigkeit darstellt. Die Wirtschaft würde auch ohne Wachstum funktionieren, und eine Abkehr ist nur eine Frage des politischen Willens beziehungsweise der richtigen Setzung von Anreizen. Die zentrale Botschaft dieses Buches lautet

aber gerade, dass dies in heute existierenden kapitalistischen Wirtschaften nicht möglich ist. Diese funktionieren nur solange, wie es auf makroökonomischer Ebene ein Wirtschaftswachstum gibt.<sup>3</sup> Die Betonung »auf makroökonomischer Ebene« ist deshalb wichtig, weil der Wachstumszwang für das einzelne Unternehmen nicht in gleicher Weise gilt. Auf Unternehmensebene geht es vor allem darum, möglichst hohe Gewinne zu erzielen. Wie das Buch aber aufzeigen wird, kann der gesamte Unternehmenssektor auf die Dauer nur dann Gewinne erzielen, wenn gleichzeitig ein reales Wirtschaftswachstum stattfindet. Oder anders ausgedrückt: Nur solange das BIP wächst, ist eine Mehrheit der Unternehmen wirtschaftlich erfolgreich. Findet kein Wirtschaftswachstum mehr statt, dann werden aus Gewinnen Verluste und die Wirtschaft gerät in eine Abwärtsspirale. Es gibt also nur die Alternativen wachsen oder schrumpfen!

Der eben erwähnte Wachstumszwang wird gleichzeitig durch einen Wachstumsdrang komplementiert (Binswanger, H.C., 2006, S. 317ff). In kapitalistischen Wirtschaften wirken sowohl Zuckerbrot als auch Peitsche. Eine Wirtschaft, die auf die Dauer nicht wächst, wird mit Verlusten und Arbeitslosigkeit bestraft. Das ist die Peitsche, welche die Wirtschaft zum Wachstum zwingt. Doch gleichzeitig besteht auch ein ständiger Anreiz zum Wachstum. Geld wird investiert, um in Zukunft Gewinne zu erzielen, welche die Belohnung und damit das Zuckerbrot für erfolgreiches Wirtschaften sind. Solange die Erzielung von Gewinnen attraktiv ist, reißt das Wirtschaftswachstum nicht ab. Denn über gewinnbringende Investitionen wird auch die produktive Kapazität in der Wirtschaft erweitert, was zur Produktion von mehr Gütern und Dienstleistungen führt. Die Kombination von Wachstumszwang und Wachstumsdrang ist charakteristisch für die Funktionsweise einer »kapitalistischen Wirtschaft«.<sup>4</sup> Über den Investitionsprozess ist sie stets auf zukünftiges Wirtschaftswachstum ausgerichtet. »Zukunftsorientiert« bedeutet in einer kapitalistischen Wirtschaft somit auch

»wachstumsorientiert«. Gesamtwirtschaftliches Wachstum ist sowohl notwendig als auch erstrebenswert.

Der eben beschriebene Zwang zum Wachstum wurde über lange Zeit kaum als Zwang empfunden, denn das Wachstum war willkommen. Es ermöglichte einen allgemeinen Wohlstand für die breite Bevölkerung, den es früher nie gegeben hatte. Mit der steigenden Produktion von Gütern und Dienstleistungen wuchsen auch die Bedürfnisse, und es schien so, als ob wachsende Bedürfnisse den wichtigsten Treiber des Wachstums darstellten. Mit dem Wachstum war ein Heilsversprechen auf eine bessere Zukunft verbunden, das sich in großen Teilen auch bewahrheitet hat. Doch aus diesem Heilsversprechen wird in hochentwickelten Ländern in Westeuropa, Nordamerika und Japan zunehmend eine Zwangshandlung. Für eine steigende Zahl von Menschen in diesen Ländern ist mehr materieller Wohlstand kein glaubhaftes Versprechen mehr auf ein noch besseres zukünftiges Leben. Und trotzdem zwingen uns kapitalistische Wirtschaften dazu, weiter zu wachsen, ob wir es wollen oder nicht. Denn kaum bleibt das Wachstum einmal ein paar Jahre aus, sinken die Investitionen, weil die zukünftigen Gewinnerwartungen ausbleiben. Die Folge davon ist Arbeitslosigkeit und ein Rückgang des Konsums, was zu einem weiteren Rückgang der Investitionen mit nochmals steigender Arbeitslosigkeit führt.

Dazu ist es aber bis heute längerfristig nie gekommen, da der Wachstumsdrang stets dazu geführt hat, dass Wirtschaften nach Krisen relativ schnell wieder auf einen Wachstumspfad zurückgelangen. Dabei hilft heute meist auch der Staat, dessen Rolle im Wirtschaftsprozess vor allem im 20. Jahrhundert immer bedeutender wurde. So werden Wachstumseinbrüche schnell mit wirtschaftspolitischen Eingriffen bekämpft, indem entweder die Zentralbank die Zinsen senkt und/oder der Staat mehr Geld ausgibt und so das Wachstum wieder ankurbelt. Aber der Staat kann auf die Dauer nur dann immer mehr Geld ausgeben, wenn die Wirtschaft tatsächlich wächst. In diesem Fall verfügt er über

stets höhere Steuereinnahmen, was ihm die Rückzahlung früherer Schulden ermöglicht. Auch der Staat ist in einer modernen Wirtschaft auf Wachstum angewiesen und verstärkt so den Wachstumszwang. Und je mehr der Staat sich fiskalpolitisch in Szene setzt und für ein dauerhaftes Wachstum verantwortlich gemacht wird, umso stärker wird der Wachstumszwang auch für den Staat selbst.

Die mit der kapitalistischen Wirtschaft verbundenen Zwänge und die dadurch ausgelöste Eigendynamik dieses Wirtschaftssystems hat Marx bereits erkannt, auch wenn damals noch nicht von Wachstum die Rede war. Er schrieb, dass das Wesen der herrschenden Gesellschaft [der kapitalistischen Wirtschaft] darin bestehe, dass in ihr keine Menschen mehr wirklich herrschen und ihren (guten oder bösen) Willen durchsetzen, sondern sich Strukturen entwickelt haben, in denen »ihre eigene gesellschaftliche Bewegung ... für sie die Form einer Bewegung von Sachen (besitzt), unter deren Kontrolle sie stehen, statt sie zu kontrollieren.« (Marx, 1983, Band I, S. 89)

Wir sind also letztlich Gefangene eines Systems, welches uns zu permanentem Wachstum zwingt. Immer weniger sind es ungesättigte Bedürfnisse, welche das Wachstum in entwickelten Volkswirtschaften antreiben, sondern das Bemühen der Unternehmen, stets neue Wachstumspotenziale zu schaffen. Rein technologisch ist dies kein Problem. Der technische Fortschritt ermöglicht eine ständige Mehrproduktion, und die kommende Digitalisierung der Wirtschaft wird die Arbeitsproduktivität aller Voraussicht nach noch einmal gewaltig erhöhen. Der Engpass liegt bei den Konsumenten, die von Treibern zu Getriebenen des Wachstums geworden sind, indem man ständig versucht, sie zu weiterem Konsum zu animieren. In Ländern wie Deutschland oder der Schweiz wird Wachstum deshalb auch immer weniger damit begründet, dass es den Menschen in Zukunft noch bessergehen soll. Stattdessen wird uns das Wachstum als Zwang präsentiert, denn bei geringem oder ausbleibendem Wachstum

würden wir gegenüber anderen Ländern zurückfallen, als Wirtschaftsstandort unattraktiv werden, an Innovationskraft einbüßen und vor allem Arbeitsplätze verlieren. Ein Land, »das sich tatsächlich aus einem Geleitzug des Wachstums ›ausklinkt‹«, würde »sehr schnell auf ein deutlich niedrigeres Einkommensniveau ab(sacken)« (Paqué, 2010, S. 30).

Der Zwang kommt auch zum Ausdruck in der Regierungserklärung von Bundeskanzlerin Angela Merkel vom 10. November 2009, als sie im Deutschen Bundestag verkündete (2009 S. 11):

*»Ohne Wachstum keine Investitionen, ohne Wachstum keine Arbeitsplätze, ohne Wachstum keine Gelder für die Bildung, ohne Wachstum keine Hilfe für die Schwachen. Und umgekehrt: Mit Wachstum Investitionen, Arbeitsplätze, Gelder für die Bildung, Hilfe für die Schwachen und – am wichtigsten – Vertrauen bei den Menschen.«*

Mit anderen Worten: Wir müssen wachsen, um wirtschaftlich erfolgreich zu bleiben und Arbeitsplätze und unsere Sozialsysteme zu erhalten. Genau das ist der Wachstumszwang! Dieser Zwang gibt uns aber gleichzeitig die Gewissheit, dass das Wachstum auch in Zukunft weitergehen wird. Wir dürfen auf weiteres Wachstum nicht nur hoffen, sondern auf dieses vertrauen. Das von Merkel angesprochene Vertrauen bei den Menschen ist somit in erster Linie ein Vertrauen in die Funktionsweise der kapitalistischen Wirtschaft und das damit verbundene Wachstum.

Wenn Wachstum aber notwendig ist, nur um den gegenwärtigen Wohlstand zu erhalten und um weiterhin Vollbeschäftigung zu garantieren, dann ist dies keine großartige Vision mehr. Deshalb wird auch versucht, die Menschen weiterhin mit positiven Heilsvisionen für die Zukunft zu versorgen. Man möchte uns glauben machen, dass das Versprechen einer besseren Zukunft weiterhin als sinngebendes Leitmotiv für das Wachstum dienen kann, auch wenn die Erwartungen zunehmend fiktional werden (Beckert, 2017). Weltweit erfolgreiche

Unternehmen, wie Google, Facebook oder Amazon haben dieser Illusion im digitalen Zeitalter eine weitere Dimension verliehen. Sie versprechen uns eine noch viel bessere Welt, in der wir dank totaler Vernetzung von Mensch und Maschine und dank künstlicher Intelligenz noch gesünder, länger, informierter, nachhaltiger, sicherer, menschlicher, aufregender, interessanter und erfüllter leben können. So lautet etwa das neueste Mission Statement von Facebook: »To give people the power to build community and bring the world closer together.« Doch reicht das schon?

Gerade wenn es um die Sinnfrage geht, wird die Luft in der kapitalistischen Wirtschaft dünn. Gott spielt heute im Alltag der meisten Menschen eine etwa gleich wichtige Rolle wie Pferdewagen im Transport. Zwar versuchen Techno-Propheten vor allem aus dem Silicon Valley dieses Vakuum mit neuen Technoreligionen (Harari, 2017, S. 476) zu füllen, in denen ein neuer Homo deus als höherwertiges menschliches Modell den bisherigen Homo sapiens ersetzt. Digitalisierung, Gentechnik und Nanotechnologie statten die Menschen mit Fähigkeiten aus, welche traditionell nur Gott zugeschrieben wurden. Selbstlernende hochintelligente Algorithmen und Roboter helfen uns, bisherige geistige und physische Grenzen der Menschheit zu überschreiten, um im Idealfall letztlich auch Alter und Tod zu besiegen. Doch leider ist dieser Homo deus gleichzeitig mit totaler Überwachung, Verlust von Privatsphäre und nie dagewesenen Möglichkeiten der Manipulation konfrontiert, was leicht in einem digitalen Kontrollkapitalismus (Precht, 2018, S. 250) bzw. Überwachungskapitalismus (Zuboff, 2018) münden kann. In China ist man da schon relativ weit fortgeschritten, doch die Wachstumsraten sind weiterhin hoch. Auf Privatsphäre ist eine kapitalistische Wirtschaft nämlich nicht zwingend angewiesen. Auf Wachstum hingegen schon.